

## Bemerkungen zum Problem der Struktur der chinesischen Schriftsprache\*)

Von Herbert Franke  
(München)

Die folgenden Ausführungen wollen nicht neue Erkenntnisse bieten, sondern nur einige Gesichtspunkte hervorheben, die nach Ansicht des Referenten bei künftigen grammatischen Arbeiten mehr als bisher berücksichtigt werden sollten.

Die Frage nach den Gesetzen der chinesischen Syntax ist nicht für die allgemeine Sprachwissenschaft allein von theoretischem Interesse, sondern auch von praktischer Bedeutung für den akademischen Unterricht. Die vorhandenen Grammatiken, von denen die monumentalsten Arbeiten von Stanislas Julien<sup>1</sup>, Georg von der Gabelentz<sup>2</sup> und J. Mullie<sup>3</sup> erwähnt seien, haben gewiß gute Dienste geleistet und namentlich die Gabelentz'sche Grammatik wird man stets mit Nutzen in die Hand nehmen. Es ist aber doch wohl eine Tatsache, daß Arbeiten wie die genannten im wesentlichen versuchen, die Syntax des Chinesischen mit Hilfe indogermanischer, genauer lateinischer Kategorien zu erklären. Dagegen können theoretische Bedenken geltend gemacht werden. Ebenso steht fest, daß das Studium der genannten Grammatiken allein nicht ausreicht, um einen schriftsprachlichen Text *prima vista* fehlerfrei zu übersetzen und daß noch kein Fall bekannt geworden sein dürfte, wo ein Student allein durch Beherrschung etwa des Inhalts von Mullie's großer Grammatik sich als textsicher erwiesen hätte. Im Chinesischen liegen die Dinge eben anders als im Lateinischen, wo man nach völliger Beherrschung der grammatischen Regeln mit Zuhilfenahme eines Wörterbuchs imstande sein muß, jeden vorkommenden Text richtig zu verstehen. Anders ausgedrückt, in der sinologischen Praxis spielt die Grammatik für das Textverständnis eine weniger wichtige Rolle als in anderen Sprachen<sup>4</sup>.

In diesem Zusammenhang bedeutet es viel, wenn ein Sinologe mit so langer akademischer Erfahrung wie Haenisch noch 1948 seine 1931 zu-

---

\* Die folgenden Ausführungen waren als Einleitung zu einer Diskussion über Probleme der chinesischen Grammatik auf dem XIII. Deutschen Orientalistentag gedacht, sodaß sich die Notwendigkeit einer thesehaften und nicht so sehr in die Tiefe gehenden Zuspitzung ergab.

<sup>1</sup> *Syntaxe nouvelle de la langue chinoise*, 2 Bde. 1869 — 1870

<sup>2</sup> *Chinesische Grammatik mit Ausschluß des niederen Stils und der heuligen Umgangssprache*. 2. unveränderte Auflage Berlin 1953. Zum Neudruck vgl. T. Grimm in *NOAG* 76 (1954) S. 73 — 74.

<sup>3</sup> *Grondbeginselnen van de chineese letterkundige taal*. 3 Bde. 1946 — 1949. Hierzu grundsätzlich P. Serruys in *HJAS* 16 (1953) S. 162 — 199.

<sup>4</sup> B. Karlgren, *Sound and Symbol* S. 91; *The Chinese Language* S. 62 (zu *Meng-tzū* I, 1), S. 68. Vgl. auch Haenisch, *Lehrgang der chinesischen Schriftsprache* 2. Auflage Bd. II, S. 183 Abs. I

erst niedergelegte Meinung aufrechterhält<sup>5</sup>, daß es untunlich sei, die Grammatik an den Anfang des Unterrichts zu stellen („Die chinesische Sprachlehre läßt sich nicht vorausnehmen“); bereits 1932 hatte er dies gegen Trüffel betont<sup>6</sup>. Der von Haenisch gegebenen Charakteristik der Gabelentz'schen Grammatik<sup>7</sup> kann man sich nach dem Gesagten wohl anschließen.

Ein weiteres Problem fügt sich hier an. Da die meisten bisherigen Grammatiken von der Nomenklatur des Lateins ausgehen, wird ein fremdes, unzugehöriges Element in die Sprache hineingetragen. *chih* <sup>[1]</sup> nach „Verben“ als „postponiertes Pronominalobjekt“ zu bezeichnen oder von einem „doppelten Nominativ“ zu reden, ist streng genommen sinnlos. Man braucht nur einmal zu fragen: Wie sähen unsre Grammatiken des Chinesischen aus, wenn wir alle Eskimo oder Türkisch sprächen und schrieben? Ein gutes Beispiel dafür, wie die eigne Sprache beeinflußt, ist die Tatsache, daß vor allem slawische Gelehrte auf die Aspekte in ostasiatischen Sprachen hingewiesen haben<sup>8</sup>.

Wir brauchen uns hier nicht mit der Meinung auseinanderzusetzen, daß das Chinesische überhaupt keine Grammatik habe. In diesem Sinne hat sich z. B. Giles<sup>9</sup> ausgesprochen, aber auch kürzlich noch A. Fang<sup>10</sup>. Gegen diese Einstellung, wie sie von Giles vertreten wurde, wandte sich vor allem F. Lessing<sup>11</sup>. Immerhin gibt es zu denken, daß die Chinesen selbst innerhalb ihrer Philologie keine eigentliche Grammatik entwickelt haben. Was über die Sprache der alten Texte während der Mandschuzeit geschrieben wurde, beschränkt sich zumeist auf Gleichungen zwischen Partikeln und lexikalische Notizen<sup>12</sup>. Erst der chinesische Jesuit Ma Chien-chung <sup>[6]</sup> bringt in seinem *Ma-shih wen-t'ung* <sup>[7]</sup> 1898 eine systematische Grammatik, die jedoch die lateinischen Kategorien verwendet. Bezeichnend ist ferner, daß die Bekanntschaft mit dem Sanskrit in der Liu-ch'ao Zeit zwar phonetische, aber keine grammatischen Werke zur Folge hatte. Die Notwendigkeit einer Gram-

<sup>5</sup> *Lehrgang* II, S. VI

<sup>6</sup> AM 8 (1932) S. 539—540. Ähnlich Schlegel in *TP* 3 (1892) S. 196—199 gegen Arendt.

<sup>7</sup> „Keine Einführung in das Studium der chinesischen Schriftsprache, wohl aber treffliche Hilfsmittel“. *Lehrgang* II, S. 3. Das gleiche gilt auch für Mullies Arbeiten.

<sup>8</sup> J. Průšek in *Archiv Orientalni* 18 (1950), S. 408 — 430; zum Japanischen vergleiche Serge Kassatkin in *Phi Theta Annual* Berkeley, Bd. II (1951), S. 25 — 49 und die dort zitierte Literatur.

<sup>9</sup> *A Chinese-English Dictionary*, 1. Auflage 1892 S. X — XII.

<sup>10</sup> *Some Reflections on the Difficulty of Translation*, in: *Studies in Chinese Thought*, Chicago 1953, S. 282.

<sup>11</sup> MSOS 28 (1925) S. 58 ff.

<sup>12</sup> Vgl. etwa die als Stellensammlung nützlichen Werke von Wang Yin-chih <sup>[4]</sup> (1766 — 1834) *Ching-chuan shih-tz'ü* <sup>[5]</sup> (1798) und Yü Yüeh <sup>[4]</sup> (1821 — 1907) *Ku-shu i-i chü-li* <sup>[5]</sup>.

[1] 之  
[3] 經傳釋詞  
[5] 古書疑義舉例  
[7] 馬氏文通

[2] 王引之  
[4] 俞樾  
[6] 馬建忠

matik scheint demnach trotz der umfangreichen Übersetzungsarbeiten<sup>13</sup> nicht bestanden zu haben.

Schließlich muß auch bedacht werden, in wie weit überhaupt die nachklassische Schriftsprache als echte Sprache und damit als Gegenstand der Sprachwissenschaft aufgefaßt werden kann. In Texten wie *Lun-yü* und *Meng-tzü* kann man sicher noch eine Wiedergabe der gesprochenen Sprache sehen<sup>14</sup>. Gilt dies aber auch noch für einen historischen Text der T'ang- oder einen Essay der Sung-Zeit? Sind solche Texte nicht vielmehr eher in einem optischen Zeichensystem als in einer echten Sprache, der mit linguistischen Kriterien beizukommen ist, abgefaßt? Für eine solche Ansicht könnte man ins Feld führen, daß die chinesische Schriftsprache literarisches Medium in Ländern mit völlig abweichendem Sprachbau werden konnte wie in Japan, Korea und Vietnam, wogegen das Chinesische nicht zu einem gesprochenen internationalen Verständnismittel wurde wie das Lateinische im europäischen Mittelalter. A. Fang (op. cit. S. 282) scheint gleichfalls nicht das klassische Chinesisch als eine "language in the conventional sense" betrachten zu wollen. Es liegt auf der Hand, daß dies eine wichtige Vorfrage ist, die geklärt werden muß, will man nicht Gefahr laufen, Versuche am untauglichen Objekt zu treiben, nämlich Sprachwissenschaft mit einem nichtsprachlichen Zeichensystem. Nicht jedes Zeichensystem ist ja eine Sprache<sup>15</sup>.

Wenn wir einstweilen daran festhalten, daß die chinesische Schriftsprache eine echte Sprache und damit ein möglicher Gegenstand der Sprachwissenschaft ist, so müssen wir feststellen, daß es bisher noch sehr an Versuchen einer chinesischen Syntax fehlt, die von ausgewiesenen Linguisten unternommen wurden. Gabelentz war zwar ein Sprachwissenschaftler von hohem Rang, aber seit 1881 hat die allgemeine Sprachwissenschaft Fortschritte gemacht, die berücksichtigt werden müssen. Manche neuere Theorie ist seitdem entstanden, wie die Phonologie der Prager Schule (Trubetzkoy), die Glossematik Hjelmslev's oder der Strukturalismus Brøndals<sup>16</sup>. Andererseits wird man oft finden, daß das Chinesische bei den allgemeinen Sprachwissenschaftlern unzureichend berücksichtigt oder auf Grund veralteter Darstellungen aus der Feder linguistisch nicht vorgebildeter Sinologen verwertet wird.

<sup>13</sup> Siehe hierzu W. Fuchs, *Zur technischen Organisation der Übersetzung buddhistischer Schriften ins Chinesische*, AM 6 (1930) S. 84 — 103

<sup>14</sup> So Karlgren in *Göteborg Högskolas Årsskrift* 32 (1926) S. 32

<sup>15</sup> Zu dem Problem vergleiche man grundsätzlich E. Koschmieder, *Ist das Symbolsystem der Logistik eine Sprache?* In: *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft*, Heft 6 (1955) S. 71 — 82. K. weist dort S. 76 ff. auf das Chinesische als Prototyp einer Schrift hin, in der das Gemeinte (M) unmittelbar aus dem optischen Zeichen (OZ) erkannt wird und das akustische Zeichen (AZ) nachträglich zugeordnet wird, je nach der zugrundezulegenden Lesung (chinesische Dialekte, Japanisch, Koreanisch, Vietnamesisch), während die Phono-Schriften (insbesondere Buchstabenschriften) den Weg OZ AZ M gehen.

<sup>16</sup> Einen Überblick gibt V. Pisani, *Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft, Wissenschaftliche Forschungsberichte* Bd. 2, Bern 1953. Vgl. insbesondere die Aufzählung neuerer Werke in Anmerkung 1 auf Seite 16. Hier sei besonders auf die wichtige Arbeit von E. Koschmieder hingewiesen. *Zur Bestimmung der Funktionen grammatischer Kategorien*, *Abh. Bayr. A. d. W.*, N. F. 25, 1945.

Eine Quelle mancher Mißverständnisse bedeutet die herkömmliche Auffassung der Partikeln. Zweifellos ist die Funktion der Partikeln der Schriftsprache eine grundsätzlich andere als etwa die von *cum, ut, postquam* im Latein. Wenn man die verschiedenen „Funktionen“ von *yü*<sup>[8]</sup> vergleicht (Gabelentz § 734—745), so sieht man, daß die „verschiedenen“ Funktionen (lokativ, illativ, ablativ, elativ etc., op. cit. § 1000—1005) ihre Verschiedenheit nicht aus einer Art Funktionswechsel der Partikel *yü* beziehen, sondern einzig und allein aus dem Zusammenhang. Ob wir *yü* mit „aus“, „nach“ oder „in“ übersetzen müssen, oder etwa mit „als“ (komparativisch) sagt uns nur der Satzzusammenhang, d. h. die Worte vor und hinter *yü*. Auf diese kommt es an, nicht auf *yü*. Ähnliches gilt *mutatis mutandis* für die meisten andren Partikeln; man darf ihre angebliche grammatische Funktion nicht zu wichtig nehmen<sup>17</sup>. Ein gutes Beispiel dafür, wie sekundär Partikeln sein können, verdanken wir A. Fang<sup>18</sup>: Ou-yang Hsiu hat in einem seiner Essays an 2 Stellen nachträglich ein *erh*<sup>[10]</sup> eingefügt, aus dekorativen, stilistischen Gründen. Partikeln mit echter grammatischer Funktion könnte man so nicht behandeln.

Andererseits wird etwas so Wichtiges wie der Unterschied zwischen finiter Aussage und dem Bedingungsfall manchmal überhaupt nicht durch Partikeln ausgedrückt: *teng pu lai shu pu tung*<sup>[11]</sup>, „Wenn der Wind nicht kommt, bewegen sich die Bäume nicht“. (Gabelentz § 396). Das Bestreben, in jedem Fall alle Partikeln zu übersetzen, führt oft zu gezwungen wirkenden Übersetzungen. *Lun-yü* XVII, 18<sup>[12]</sup> übersetzt Mullie<sup>19</sup>, da<sup>[13]</sup> „alors ainsi“ bedeuten soll, mit: „Si vous, Maître, ne parlez pas, ainsi alors que raconteront vos disciples (à la postérité)?“ Der Referent ist nicht genügend romanistisch gebildet, um zu entscheiden, ob „ainsi alors“ überhaupt idiomatisch richtiges Französisch ist; aber es scheint doch wohl, daß das „ainsi“ genau so gut fehlen könnte (wie auch das den Satz abschließende *yen!*) ohne daß sich das geringste am Sinn des Satzes änderte. Ein anderes Beispiel für fehlgeleitete grammatikalische Spitzfindigkeit: Den Satz<sup>[14]</sup> hat R. Stein<sup>20</sup> übersetzt: „il prend le sang frais et le mélange à son vin“. Mullie<sup>21</sup> wirft ihm vor, aus den beiden letzten Worten einen koordinierten Satz gemacht zu haben und glaubt, es sei hier ein nicht ausgedrücktes Relativpronomen versteckt; demnach sei zu übersetzen: „il prend le sang frais qu'il mélange à son vin“. Ganz abgesehen davon, daß der Sinn beider Übersetzungen doch wohl der gleiche ist, kann man hierzu nur feststellen, daß das klassische Chinesisch weder Relativsätze kennt noch überhaupt Neben- und Hauptsatz unter-

<sup>17</sup> So auch A. Fang, op. cit. S. 276

<sup>18</sup> op. cit. S. 278. Anders freilich Mullie in *HJAS* 15 (1952) S. 225, wo er leugnet, daß ein *erh*<sup>[9]</sup> nur der Euphonie halber gebraucht werden könne.

<sup>19</sup> *HJAS* 15 (1952) S. 155

<sup>20</sup> *TP* 35 (1939) S. 141

<sup>21</sup> *TP* 36 (1940) S. 308 Anmerkung 1

[8] 於  
[11] 風不來樹不動  
[13] 則 . . . . 焉

[9] [10] 而  
[12] 子如不言則小子何述焉  
[14] 出生血和酒

scheidet. Dergleichen sind Kategorien des Französischen, nicht des Chinesischen. Es sei noch erwähnt, daß die „Verbesserungen“ v. Zachs zu Haenischs Lehrgang manchmal von ähnlicher Art sind wie Mullies Korrektur an der ohne jeden Zweifel richtigen Übersetzung Steins<sup>22</sup>.

Die pseudogrammatischen Verfahren erschweren also das Übersetzen unnötig; andererseits werden sie niemals allein ausreichen, einen schriftsprachlichen Text zu verstehen. Diese Einsicht ist nicht neu, verdient aber erneut betont zu werden. Wichtiger als Syntax ist oft genug Rhythmus (vgl. auch unten), Parallelismus und das lexikalische Element. Deshalb wiegen die diesbezüglichen Bemerkungen bei v. d. Gabelentz (§ 893—896) für die Praxis schwerer als manche anderen Kapitel des Werks<sup>23</sup>. Insbesondere das lexikalische Element ist für das Verständnis oft eine große Hilfe. Zum Beispiel ist es unerläßlich, Gegensatzpaare als solche zu erkennen, und man möchte wünschen, daß es Lexika gäbe, die darauf hinwiesen. Leider ist man oft nur auf die eigene Leseerfahrung angewiesen. Kaum ein Lexikon sagt einem, welche Worte als Komplement zu einem andren treten können, es sei denn daß man sich unter den verzeichneten Binomen selbst Heteronymkomposita herausucht und so einen Anhalt gewinnt. Ebenso sind fast alle Lexika in der Beschreibung des Bedeutungskreises nicht so, wie man es wünschen möchte. Dieser ist meist zugleich weiter und konkreter als die verzeichneten Äquivalente in europäischen Sprachen<sup>24</sup>. Der Gebrauch eines bestimmten Wortes in einem Text impliziert ja gleichzeitig einen ganzen Vorstellungskomplex. Das gilt insbesondere für Ausdrücke aus der sozialen und rituellen Sphäre, aber nicht auf diese beschränkt. Das Überwiegen des Lexikalischen über das Grammatische hat übrigens seinen Ausdruck darin gefunden, daß die Chinesen zwar schon früh Lexika ihrer Sprache verfaßten, aber keine Grammatiken. Die Einteilung so vieler Lexika in Sachgruppen kann durchaus als Ausdruck des chinesischen kategorialen Denkens aufgefaßt werden.

Nur im Vorübergehen sei erwähnt, daß unsere gängigen Lexika bei der Zeichenerklärung etymologisch oft versagen. Unterschiedslos werden alte, ursprüngliche und abgeleitete, erweiterte Bedeutungen vermengt, Etymologien und Zugehörigkeit zu Wortfamilien kaum berücksichtigt. Ebenso wird nur selten auf das Vorliegen einer phonetischen Lehnorthographie verwiesen. Eine rühmliche Ausnahme bilden hier Karlgren's *Grammata Serica*.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, in Erkenntnis der Unmöglichkeit, indogermanische Kategorien in das Chinesische hineinzutragen, den Charakter der Sprache möglichst aus dem Material selbst zu entwickeln. Beachtung verdient die Arbeit von Granet „*Quelques particularités de la langue*

<sup>22</sup> AM 8 (1932) S. 544; ff.

<sup>23</sup> Ähnlich Haenisch in AM 8 (1932) S. 542: Das Hauptgewicht ist zu richten „auf die Binome, die literarische Bindung, den Rhythmus, Parallelismus und die Verkürzungen“. Wertvolle Beispiele, wie man einen nicht interpungierten Text aufzulösen hat, bietet H. s. *Lehrgang* Bd. II S. 122 — 126.

Daß die rhythmische Gliederung und Gruppierung ein bei isolierenden Sprachen wichtiges semantisches Element ist, hat z. B. für den Fall des Siamesischen P. Meriggi betont, vgl. AM 8 (1932) S. 285.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu vor allem M. Granet, *La pensée chinoise*, S. 32 ff.

et de la pensée chinoise"<sup>25</sup>. Sie verwertet allerdings in erster Linie nur das *Shih-ching* und geht deshalb von einem allzu beschränkten Material aus. Radikal ist der Ansatz von H. Maspero<sup>26</sup>, welcher vorschlägt, die syntaktischen Gesetze auf zwei Stellungsformen (*relation de détermination* und *relation de direction*) zu reduzieren. Ähnlich bedeutsam ist die prägnante Darstellung, die P. Demiéville<sup>27</sup> gegeben hat, nach Ansicht des Referenten die beste kurzgefaßte Abhandlung über das Chinesische, die wir zur Zeit haben. Was Demiéville zum Beispiel über die Partikeln und ihre gleichzeitig rhythmische und semantische Bedeutung sagt (S. 140), ist schlechthin glänzend. Er schlägt anstelle des irreführenden Ausdrucks „Funktion“ den Ausdruck „*envisagement*“ vor, der von vornherein die unglücklichen Analogien mit etwa lateinischen oder französischen Partikeln ausschließt. Gleich vorzüglich sind seine Bemerkungen über Rhythmus und Betonung — beides formative Elemente, die syntaktisch wie semantisch von größter Bedeutung sind (auch noch in der heutigen Umgangssprache, vgl. *tung-hsi*<sup>[15]</sup> „Ost und West“, *tung-hsi* „Ding“).

Eine Übersicht über einige wichtige Arbeiten slawischer Autoren hat der Referent kürzlich in seinem Forschungsbericht gegeben<sup>28</sup>, so daß hier darauf verwiesen werden kann.

Abschließend noch ein paar Bemerkungen zum Problem der Übersetzung. Es sei erwähnt, daß die Übersetzungen chinesischer Texte in andere Sprachen wie das Mandschu sprachwissenschaftlich zur Erhellung der syntaktischen Struktur des Chinesischen methodisch keinen größeren Wert haben als etwa die Übersetzungen von Legge. In beiden Fällen handelt es sich um eine Übersetzung in Sprachen mit gänzlich anderer Struktur, wo die englische oder mandshurische Fassung nichts über die Syntax des Chinesischen aussagen kann (wohl über den Sinn). Der eigenartige Sprachbau des Chinesischen macht im übrigen von vornherein jede Übersetzung in weit stärkerem Maße zur Paraphrase als etwa eine Übersetzung von einer Sprache in eine andere verwandte. Hier, beim Chinesischen das Ideal der „Wörtlichkeit“ aufzustellen, wäre kaum zu vertreten. Man kann ja noch nicht einmal aus dem Lateinischen *Ceterum censeo Carthaginem esse delendam* wirklich wörtlich übersetzen, d. h. transpositiv und Wort für Wort. Das Deutsche hat kein Gerundivum. Wer analogisch eines bildet („zu zerstörend“), schreibt schlechtes Deutsch. Manche Übersetzungen aus dem Chinesischen leiden an dem sinnlosen Ideal der Wörtlichkeit (auch der Referent bekennt, hier oft gesündigt zu haben). Nicht jedem Wort des Urtextes muß ein und nur

<sup>25</sup> *Revue Philosophique*, März-April 1920, nachgedruckt in *Études sociologiques sur la Chine*, Paris 1953 S. 95 — 155.

<sup>26</sup> *La langue chinoise, Conférences de l'Institut de Linguistique de l'Université de Paris* 1933, Paris 1943, S. 33 — 70.

<sup>27</sup> *Le Chinois à l'École Nationale des Langues Orientales Vivantes*, in: *Cent-Quintenaire de l'École Nationale des L. O. V.*, Paris 1948, S. 129 — 152

<sup>28</sup> *Sinologie. Wissenschaftliche Forschungsberichte* Bd. 19, Bern 1953 S. 42 — 46

ein Wort der Übersetzung entsprechen. Diesen Gesichtspunkt hat letzthin noch Duyvendak mit erfreulicher Entschiedenheit betont<sup>29</sup>.

Dem Laster eines pseudo-syntaktischen Zuviel-Übersetzens steht der Mangel des Nichtübersetzens gegenüber, der vor allem bei Namen und Titeln bemerkt wird. Auch Namen, etwa von Baulichkeiten, Regierungsperioden, Amtstiteln haben einen Sinn, den man nicht durch einfaches Transkribieren unterschlagen kann. Dies ist vor allem von E. H. Schäfer<sup>30</sup> mit großem Nachdruck hervorgehoben worden.

Der Streit um das Problem der „richtigen“ und „wörtlichen“ Übersetzung, der, wie manche der angeführten Beispiele zeigen, ein solcher um des Kaisers Bart sein kann, läßt sich im Übrigen auflösen, wenn man der Frage theoretisch zu Leibe rückt. Dem Referenten scheint ein wichtiger Beitrag hierzu die Abhandlung E. Koschmieders *Das Problem der Übersetzung*<sup>31</sup> zu sein. Koschmieder unterscheidet in der Sprachstruktur die Kategorien des Zeichens (Z), des Bezeichneten (B) und des Gemeinten (M). Übersetzen heißt, das B und M einer Sprache festzustellen und dann zu diesem M das B und Z einer anderen Sprache zu finden. Eine substitutive Transposition ist bei dieser Operation aber nur ausnahmsweise möglich; m. a. W. oft genug, und beim Chinesischen immer, fehlt für das Za der einen Sprache ein entsprechendes Zb der Sprache, in die übersetzt wird, und es ist deshalb das fehlende Zb durch eine beliebig große Zeichenreihe Zb1, Zb2, Zb3 . . . Zbn auszudrücken. Die eindeutige Ermittlung des M ist jedenfalls der Angelpunkt des Ganzen. Betrachtet man manche der Vorwürfe v. Zachs und Mullies, so erkennt man, daß sie in der Ebene des deutschen (bzw. französischen) Zb liegen, also nicht das für die Richtigkeit einer Übersetzung maßgebliche Element M berühren.

Man sieht, wie wertvoll die Anregungen sind, die der Sinologie von der allgemeinen Sprachwissenschaft kommen können. Wünschenswert wäre, wenn ab und zu ein Student der Sinologie Sprachwissenschaft als Nebenfach wählte, und umgekehrt kann es für jeden Linguisten nur nützlich sein, wenn er sich ernsthaft mit dem Chinesischen beschäftigt. Nur so kann der bisherige theoretisch wie praktisch unbefriedigende Zustand gebessert und die Bedeutung des Chinesischen innerhalb der allgemeinen Sprachwissenschaft voll gewürdigt werden.

<sup>29</sup> TP 42 (1953) S. 394

<sup>30</sup> *Non-Translation and Functional Translation — Two Sinological Maladies*, *Far Eastern Quarterly* 13, 3 (1954) 251 — 260; ebenso in *Language* vol. 20 Nr. 4 (1953) S. 575

<sup>31</sup> *Corolla Linguistica*, Festschrift Ferdinand Sommer zum 80. Geburtstag, Wiesbaden 1955, S. 120 — 128.